



Laura  
Karasek  
Drei  
Wünsche

*Roman*

eichborn

Er hatte immer viel Verständnis, vor allem, wenn es um Sünden und Makel ging: »Du darfst genießen, iss noch eine Eiskugel!«, »Trink einen Schnaps!«, »Das macht doch nichts«, »Gib Geld aus!«, »Gib zu viel von dir preis!«, »Träume schrecklich!«, »Sei nicht anständig, sei menschlich, sei schwach.« Er hat sogar jetzt noch Alpträume, dass er durchs Abitur fällt. Früher verpasste er Züge und Flüge, ließ Manuskripte und Textstapel liegen, Mäntel und Brillen. Oft vergaß er seinen Vortrag, vertauschte die Blätter und improvisierte. Ihm brach der Angstschweiß aus, er tupfte sich mit einem Taschentuch die Stirn, und manchmal blieben weiße Papierreste an seinem Gesicht kleben. Aber dann funktionierte er unter Druck.

Als Helena klein war, machte die Familie immer Urlaub am Wörthersee, jeden Sommer für drei Wochen. Abends spielte nach dem Essen eine Live-Band im Hotel, und die Gäste schwofen dazu. Sie sangen *Obladi oblada* oder *Du bist die Rose, die Rose vom Wörthersee*. Es gab Damenwahl und Herrenwahl, und die Erwachsenen tanzten mit den Kindern, und die Kinder wollten den Moonwalk machen, so wie Michael Jackson. Sie tanzten den *Mambo Number 5* von Lou Bega, bewegten sich wild zu *Saturday Night* von Whigfield oder *Macarena* von Los del Rio. Das Hotel war schön, aber nicht pompös, so wie gute Hotels Anfang der Neunzigerjahre eben aussahen: klassisch und ohne Infinity Pool oder riesigen Spa-Bereich, eher gemütlich als durchgestylt. Es lag direkt an dem grünen, warmklaren See, und die Kinder fuhren jeden Tag Wasserski oder Banane und spielten Tennis mit ihren Vätern. Sieben Schilling waren eine Mark, davon konnte man sich ein Ed-von-Schleck-Eis, ein BUMBUM oder ein Calippo-Fizz mit Cola-Geschmack kaufen.

Man musste damals an der Grenze noch den Pass zeigen. Es war die Zeit von YPS-Heften und Gameboys. Im Fernsehen lief *Wetten dass ...?* mit Gottschalk oder *Die 100.000 Mark Show* mit Ulla Kock am Brink, *Traumhochzeit* mit Linda de Mol oder die *Miniplaybackshow* mit Mareike Amado. Die Werbung brachte den netten Melitta-Mann auf den Bildschirm, Eltern riefen ihre Kinder zu Miracoli ins Haus, italienische Nachbarn sagten »Isch abe gar kein Auto« oder sangen »Bitte nicht vor den Kindern!«.

In einem Sommer am Wörthersee, Helena war ungefähr elf oder zwölf Jahre alt, hieß es wieder einmal: Damenwahl. Eine junge Studentin hatte Helenas Vater, der er tagsüber am See rasch bei irgendeiner Hausarbeit oder einem Referat geholfen hatte, aufgefordert. Er tanzte ruckartig und schwitzte dabei, so sehr, dass er sich mit einem Taschentuch die Stirn abtupfen musste und weiße kleine Papierfetzen an seinen feuchtgeschwitzten Schläfen oder am Kinn hängenblieben. Er biss sich angestrengt auf die Unterlippe. Helena sah ihn mit dem jungen Mädchen und fühlte sich schrecklich. Sie winkte ihm hektisch zu, machte eine abwertende Handbewegung und fuchtelte dann wild mit beiden Armen, um ihm lautmalerisch »Nein! So nicht!« zuzurufen. Es war das erste Mal, dass sie sich für ihn schämte. Die Pubertät hatte begonnen. Er sah seine Tochter, sah ihr Entsetzen, zuckte noch einmal unrhythmisch mit den Armen und entschuldigte sich dann bei der jungen Frau, dass er nun den Tanz abbrechen müsse. Er tat es für sie. Er ertrug es nicht, ihr peinlich zu sein.

Später schämte Helena sich, dass sie sich so geschämt hatte. Er erzählt die Geschichte manchmal heute noch – wie aus der bedingungslosen Bewunderung der Tochter ein erstes Unbehagen wurde, vielleicht zu Abnabelungszwecken, vielleicht um sich abzugrenzen,

sich der eigenen Jugend zu versichern, vielleicht aus Überidentifikation und eigener Unsicherheit. Helenas Vater wurde damals vom Podest gestoßen. Aber sie würde ihn noch oft genug wieder hinaufheben.

Ja, diese Unsicherheit hat Helena von ihm gewissermaßen übernommen. So schauen sie beide immer auf den Blick der anderen, sie suchen der Menschen Bewunderung und haben Angst zu missfallen. Er, weil er ein armer Junge war, ein Kind im Krieg und dann als Teenager ein Flüchtling, der sich von seinem Elternhaus emanzipieren musste und stets das Gefühl hatte, nicht richtig dazuzugehören. Sie, weil auch sie sich in ihrer Jugend nirgends zugehörig fühlte, vielleicht seinetwegen. Sie wollte Plastikwimpern tragen und falsche Fingernägel – und gleichzeitig Brecht lesen und Tschaikowsky hören. Für die Schlaunen war sie zu laut, frech und vergnügungssüchtig, und für die Coolen war sie zu nachdenklich, albern und sensibel. Manchmal fühlt sie sich noch heute, als Erwachsene, zwischen allen Stühlen.

Aber bei ihrem Vater fühlt sie sich verstanden. Dort liegt diese uneingeschränkte Akzeptanz. Sie braucht keine Angst zu haben, nicht zurückgeliebt zu werden. Sie muss nicht an ihrem Wesen zweifeln. Und als Kind hat sie sich immer für in Ordnung befunden. Sie hat im Zentrum seiner Aufmerksamkeit gestanden und damals angenommen, dass es immer so bleiben würde. Erst die Erlebnisse in der echten Welt würden ihre Sicherheit zermürben. Erst später fing sie an, an sich herumzumäkeln, sich manchmal sogar zu hassen. Sie versuchte sich in eine bestimmte Form zu pressen. Welche das eigentlich war, wusste sie selbst nicht genau.

Helena wollte schon als Kind lieber mit dem Trompeter aus der Big Band spielen als mit den coolen Krawall-Jungs Joints rauchen. Trotzdem rauchte sie die Joints mit. Ihr wurde schlecht, sie vertrug das Zeug nicht und bekam lila Lippen und Herzrasen. Sie verschanzte sich auf dem Klo, damit keiner von den Jungs bemerkte, dass sie nicht kiffen konnte. Oft hatte sie in ihrer Kiffer-Gang sehnsüchtig dem Trompeten-Jungen hinterhergeschaut, der so unbeirrt sein Instrument trug und zu den Proben ging, während sie ein- und ausatmen lernte und Ringe blasen und Tüten bauen. Sie musste dabei immer cool sein, desinteressiert tun. Aber sie war weder cool noch desinteressiert. Ihr schmeckte das Gras nicht, und sie wollte nicht den ganzen Tag in verdunkelten Kellerzimmern sitzen und Cypress Hill und Wu Tang Clan hören. Sie wollte lieber ein Instrument lernen und Tagebuch schreiben. Also rang sie sich dazu durch, mit dem Kiffen aufzuhören und sich bei den Flinken Federn anzumelden, einer Schreib-AG für Mädchen mit Pferdepullovern, anstatt den Jungs beim Skateboarden zuzuschauen – wie die anderen Mädchen, die schon knutschten und Brüste hatten. In ihrer Klasse war sie eine der Letzten, die einen Zungenkuss bekam. Er hieß Jan Peter und war etwas zu blond, zu blass, zu groß und zu dünn. Er war nicht ihr Typ, aber er war da, und sie war ungeduldig.

Helena hat immer nach neuen Vorbildern gesucht. Für sie war ihr Vater so etwas wie ein Wunderkind, ein Hochbegabter unter all den Idioten, die mit ihr in eine Klasse gingen. Und als die Pubertät kam und sie anfing, sich für ihn zu schämen oder glaubte, sich für ihn schämen zu müssen, da fiel es ihr schwer, ein neues Vorbild zu finden. Lange Zeit verliebte sie sich in nichts und niemanden, niemand beeindruckte sie, sie fand immer den Makel – einen Fleck, der sich ausbreitete. Mal war es die piepsige Stimme, mal waren es die kleinen

Füße, mal der Geruch (oft der Geruch!), mal das unechte Lachen, mal waren die Beine zu kurz und das Gesicht zu lang. Mal war es der Mangel an Ideen, an Humor, mal der Mangel an Brusthaaren, mal der Mangel an Gefühlen für sie und meist der Mangel an ihren Gefühlen. Sie dachte, sie würde sich nie verlieben! Aber sie überschätzte die Häufigkeit der Liebe. Die Liebe war nicht sofort lieferbar – auch nicht bei einer Prime-Mitgliedschaft.

Als junge Frau sah sich Helena den angewiderten Blicken ausgesetzt, wie die Menschen entsetzt die Hand vor den Mund nahmen und sie, Helena, fast fünfzig Jahre jünger als ihr Vater, für seine Geliebte hielten. Wenn sie zu zweit Ferien machten, standen die Leute am Nebentisch auf und sprachen ihn am Frühstücksbuffet an, als er sich einen Orangensaft presste. »Das hätten wir nicht von Ihnen gedacht, Herr Professor«, sagte einmal ein mittelalter Familienvater. Er zeigte bei dem *das* auf Helena, die blonde sechsundzwanzigjährige Frau, das Mädchen, das gerade einen Earl Grey schlürfte. Dass er ihn im nächsten Satz Sugardaddy oder Lustmolch nannte, wäre fast erwartbar gewesen. Doch der Familienvater zog weiter, zum Rührei, seine etwa gleichaltrige Frau eingehakt.

Heute wünscht sich Helena nichts mehr als noch einmal mit ihm Ferien zu machen.

## MAXIE

**M**axie redet sich ein, dass es in Ordnung ist, Geschenke von Bobby anzunehmen. Sie hat sich selbst beinahe davon überzeugt, dass da ja nichts dabei ist. Und dass so ein Auto für Bobby »peanuts« sind. Wie Lego oder Playmobil. Andererseits: Sie hofft ein bisschen, dass er Hintergedanken hat. Sie hat ja auch Hintergedanken. Sie sollte nicht auf seine Einladung zum Essen eingehen. Sie verleugnet seine Absichten vor sich selbst, denn sie möchte so dringend auf seine Einladung eingehen dürfen. Diese Verabredung ist doch bloß ein Business-Meeting oder Essen unter Freunden. Obwohl sie weiß, dass es mit ihrer Zusage längst anders entschieden ist.

Es ist wie Einbrechen, wenn man schon den Fuß in der Tür hat. Tja, jetzt ist sie sowieso schon Straftäterin und kann sich nicht mehr umdrehen. Dann kann sie auch direkt etwas mitgehen lassen. Maxie hat die Schwelle überschritten, und jetzt ist es bereits Hausfriedensbruch. Sie ist längst auf Bobbys Terrain.

Vielleicht hat sie überhaupt nur aus Übermut damit angefangen. Weil sie Bestätigung und Entertainment liebt.

Aber sie kann das Ausmaß nicht abschätzen. Nicht im Traum denkt sie daran, dass ihr Verhalten wie eine Naturkatastrophe ihr Leben überschwemmen wird, ihr eigenes und das von Hannes und ihren Familien und Freunden.

Bobby holt sie ab, auf dieser fremden Insel, in diesem fremden Land, und wenn er nicht ein Freund ihres Schwiegervaters wäre, würde sie sich beinahe vor ihm fürchten. Denn er ist ja eigentlich auch ein Fremder. Und niemand weiß, wo sie ist und dass sie sich mit ihm trifft. Er könnte sie ebenso gut entführen und umbringen oder sonst etwas. Sie spricht kein Griechisch, aber er bewegt sich so weltmännisch in dieser anderen Kultur, bestellt das Richtige, sagt das Richtige, und nach dem Essen bringt er sie zu ihrem Hotel und sie stehen draußen. Als ein Wind weht, hat sie erst ihre eigenen Haare im Mund, und plötzlich hat sie seinen Mund im Mund.

Sie denkt sich *Ach, was soll's?*, als sie sich von ihm küssen lässt. Sie lässt es geschehen. Vielleicht ist sie neugierig und vielleicht auch ein bisschen zu feige, um sich zu wehren. Das würde nur zu Diskussionen führen, zu einem unbehaglichen Nachhall, so wie jeder verweigerte Kuss irgendwie nachhallt. Der Nichtkuss würde dann alles infizieren. Das will sie nicht, es läuft doch alles so gut gerade. Er will sie, also soll er sie küssen

dürfen – vielleicht das Highlight seines Jahres! Das gönnt sie ihm. Und sich auch. Sie erwidert also seinen Kuss. Ein etwas zu aufdringlicher, nervöser Kuss, nicht geschmeidig, eher unrhythmisch, flutschig. Es fühlt sich ein bisschen so an, als verschlucke er sich gerade. An ihr. Oder an seiner eigenen Aufregtheit.

»Ich gehe jetzt hoch«, sagt sie nach dem Kuss.

»Ich weiß«, sagt er.

»Ich lasse dir den Schlüssel von deinem Auto zukommen.«

»Es ist dein Auto, Maxie. Es sollte dir eine Freude bereiten.«

»Es ist zu viel.«

»Das ist noch gar nichts, Maxie. Es wird noch viel mehr kommen. Du weißt gar nicht, wozu ich fähig bin.« Und ohne ihre Antwort abzuwarten, steigt er in seinen Mietwagen und sieht ihr hinterher, bis sie in der Hotellobby verschwindet.

*Es ist bloß ein Urlaubsflirt*, denkt sie auf dem Zimmer. *Es war so windig hier, und ich war verwirrt von dem Sturm, und was im Ausland passiert, zählt zu Hause sowieso nicht.* Sie hofft, dass sie nach der Reise wieder alles vergessen wird, den Kuss und Bobby und den Wind, die nur eine Sekunde ihre Haare und ihr Leben verwüstet haben. Zu Hause in Deutschland, da ist es doch selten stürmisch, und sowieso hat da jeder von ihnen sein eigenes Leben. Das ist nur ein kleines Abenteuer auf der Insel. Schon bald wird sie bei Hannes sein.

»Darf ich ein bisschen in dich verliebt sein? Bitte antworte nicht. Dies ist eine Drunk-SMS«, schreibt er ihr am nächsten Abend. Und am nächsten Morgen: »Ich muss dich wiedersehen, Maxie. Muss. Muss. Ich denke an nichts anderes. Quäl mich nicht.«

»Nicht hier«, antwortet sie nach ihrer Heimkehr.

»Egal wo. Ich komme überall hin.«

»Das ist keine gute Idee.«

»Das ist die beste Idee, die ich je hatte!«

Hannes hat mal wieder Spätschicht im Krankenhaus, und Maxie ist allein zu Hause mit dem lauten, leeren Kühlschrank und dem leisen Rest. Sie versucht zu lesen. Aber die Zeilen springen hin und her. Sie ruft ihren Vater an. Er hebt nicht ab. Sie geht zum Kühlschrank. Er ist immer noch leer. Sie ruft ihre Freundin Frieda an. Sie hat keine Zeit. Bobby schreibt.

»Wo bist du?«

»Zu Hause.«

»Ich komme! Ein Abendessen, Maxie! Ich hole dich ab. Ich kann's kaum erwarten.«

Sie zieht sich vier Mal wieder um, weil sie sich in der Jeans nicht gefällt und in dem trägerlosen Oberteil zu nackt aussieht. Sie fühlt sich unwohl in dem Glitzerkleid, es ist zu viel. Am Ende landet sie wieder bei der Jeans mit einem schwarzen Top. Sie schminkt ihre Augen nicht stark, aber sie trägt fünf verschiedene Lippenstiftfarben auf, eine nach der anderen, die sie alle wieder abwischt. Zwischendurch sieht ihr Mund aus wie nach einem langen zu intensiven Kuss. Alle Farben sind verschmiert. Ihr Mund erinnert an den eines Clowns. Sie kalkuliert nicht, wie sie sich geben wird, sie hat sich die Beine tatsächlich zufällig heute epiliert, weil es mal wieder an der Zeit war.